

HAYMON

PHENIX  
KÜHNERT

EINE FRAU IST EINE  
FRAU IST EINE FRAU

über trans Sein und mein Leben

Hallo Menschen da draußen! Ich bin Phenix, und das hier ist mein Buch. Unglaublich, ich weiß. Zumindest für mich. Bevor ich richtig einsteige, möchte ich noch ein paar Punkte loswerden: Dieses Buch beruht zu einem großen Teil auf meinen persönlichen Erfahrungen. Meine Individualerfahrung kann nicht stellvertretend für alle trans Frauen, trans Menschen oder alle queeren Menschen stehen. Und das soll sie auch gar nicht, ich bin nicht die fleischgewordene Stimme dieser Personen. Auch wenn ich Tipps formuliere, wie Nicht-Betroffene in bestimmten Situationen bestmöglich handeln können oder sollten, beruhen diese auf meiner eigenen Meinung und Einschätzung – und diese Tipps sind demnach nicht allgemeingültig. In manchen Passagen halte ich mich an Definitionen, aber es ist sehr gut möglich, dass es da draußen Menschen gibt, die Dinge für sich individuell anders definieren. Dieses Buch ist eine Hilfestellung. Am wichtigsten ist es aus meiner Sicht, nachzufragen. Fragt betroffene Menschen, wie sie angesprochen werden möchten. Fragt, wodurch und womit sie sich am wohlsten fühlen. Achtet aufeinander. Schon immer ist es mein Credo, durch Empathie für mehr Akzeptanz und Toleranz in unserer Gesellschaft zu sorgen. Und genau das verfolge ich auch mit diesem Buch, in dem ich meine Geschichte erzähle. Dieses Buch ist für mich eine Reise und für Menschen, die es lesen, ein Denkanstoß, weder vollständig noch auf alle Situationen und Personen übertragbar. Nicht zu vergessen sind an der Stelle die zahlreichen Privilegien, die ich habe: Ich bin *weiß*, ich habe keine Behinderung und bin gesund, ich bin in eine sogenannte „intakte“ Familie in guter finanzieller Lage geboren – mit Eltern, die mich mein ganzes Leben lang emotional, aber auch finanziell unterstützt haben und es auch immer wieder tun würden, sobald ich es brauche. Meine Worte werden hier abgedruckt, aber da draußen gibt es sehr viele Menschen, denen Gehör geschenkt werden muss, bitte vergesst das nicht.

Ich identifiziere mich nicht als trans, ich bin trans.  
Ich nutze nicht die Pronomen „sie/ihr“,  
sondern meine Pronomen sind „sie/ihr“.  
Dazu habe ich mich nie entschieden, das war schon immer so.  
Es gibt kein Datum, an dem ich trans geworden bin.  
Es gab den Moment, in dem ich es mir eingestanden habe,  
und es gab den Moment, ab dem ich mich entschieden habe,  
es anderen zu erzählen.  
Ich war nie ein Mann, bei meiner Geburt wurde mir das  
männliche Geschlecht zugewiesen und ich habe mich dem  
angepasst gesellschaftlich typisch männlich präsentiert.

„Herr Kühnert, bitte!“

Ich stehe auf und greife meine Tasche. Während ich mich aus dem Stuhl im Wartezimmer meiner Hautärztin erhebe, spüre ich die Blicke der Anwesenden. Ich fühle mich gewissermaßen ausgeliefert, wie eine andere Spezies. Dabei möchte ich doch einfach nur zu meiner Routineuntersuchung. Routine: Nichts Außergewöhnliches. Nichts, was im Leben eines Menschen Schweißausbrüche und Überwindung kosten sollte.

Aber alltägliche Situationen verlangen mir manchmal viel ab. Das kann ein einfaches Hallo in der Sportumkleide sein. Denn sobald meine tiefe Stimme zu hören ist, könnte anderen Menschen die Illusion genommen werden, dass ich eine cis Frau bin. Also eine Frau, der bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugewiesen wurde. Denn das bin ich nicht. Ich bin eine trans Frau. Das versuche ich nicht rund um die Uhr zu verstecken, aber manchmal schon. Warum? Um ganz „normal“ behandelt zu werden. „Normal“, ein sehr schwieriges Wort, das ich in diesem Buch wohl ausschließlich in Anführungszeichen verwenden werde. Denn was ist schon „normal“ in dem gesellschaftlichen Konstrukt, in dem wir leben?

Es gibt viele Alltagssituationen, die mich als trans Person aus der Bahn werfen können: ein Telefonat, ein Toilettenbesuch oder ein Termin mit einem Handwerker. Ich weiß nie, wer potentiell ein Problem mit mir haben könnte. Ich fühle mich wie in einem Karussell mit ständigem Halt in Outing-Szenarien.

Ich bewege mich also durch das volle Wartezimmer. Die Wartenden schauen, als sei ich in einem fleckigen Sonntags-Couch-Outfit auf den Laufsteg einer Pariser Fashion Show gefallen. Alle wollen sich vergewissern, welches Geschlecht dieser Mensch denn nun hat. Oder ob ein Irrtum vorliegt, den sie dringend aufklären müssen. Es wurde ja schließlich ein „Herr“ aufgerufen – sie lesen mich aber als Frau. So kommt es im Gehirn der meisten zum Error. Diese Problem-

stellung muss nun irgendwie gelöst werden. Ist das also ein Mann?! Während die Gehirne dieses Problem bearbeiten, wird gestarrt. Auf eine Art freuen mich die Blicke sogar, für mich bedeutet das nämlich, dass ich im Wartezimmer bisher als Frau gelesen, oder anders gesagt: wahrgenommen, wurde. Ansonsten würde es nicht zu dieser Verwirrung kommen. Dennoch kann ich auf diese Bestätigung gern verzichten, denn das unangenehme Gefühl überwiegt.

Die Arzthelferin steht in der Tür des Behandlungszimmers. Sie schaut zu mir. Sie schaut auf meine Akte und wieder zu mir. Derselbe Error wie bei den anderen Anwesenden tritt auf. Das kann ich in ihren Augen lesen. Ich versuche zu lächeln und nicke ihr zu. Sie versteht meine Geste und tritt beiseite, sodass ich den Raum betreten kann.

Ich bin es gewohnt, dass Menschen irritiert reagieren, wenn sie in einem solchen Kontext auf mich treffen. Auf offiziellen Dokumenten trage ich nach wie vor einen gesellschaftlich männlich verorteten Namen. Menschen lesen mich wiederum als Frau und das führt zu Irritation. Diese Verwirrung ist für alle Beteiligten unangenehm. Es war ein langer Weg, bis ich verstand: Ich bin nicht das Problem in diesen Situationen. Ich muss meinen Mitmenschen das Leben nicht einfach und leicht durchschaubar machen. Ich muss glücklich sein. Und wie ich den Weg zu dieser und ganz vielen anderen Erkenntnissen gegangen bin, möchte ich teilen.

Dieses Buch ist für meine Hautärztin, für ihr Personal, für alle, die je mit mir im Wartezimmer saßen, und für alle, die mich irgendwann angestarrt haben. Dieses Buch ist für Menschen, die ebenfalls angestarrt werden, für die, die sich weiterentwickeln wollen, und für alle, die mit offenen Augen durchs Leben gehen möchten.

## DER ANFANG: ES GEHT NICHT DARUM, AUF WEN ICH STEHE, SONDERN WER ICH BIN

Ich saß auf meinem Bett und die Verzweiflung darüber, wie mein Leben weitergehen sollte, gipfelte in einem oder mehreren Heulkrämpfen. Ich habe damals keine Zukunft mehr gesehen. Wie sollte die sich auch gestalten? So weiterzuleben wie bisher hatte für mich keinen Sinn mehr. Retrospektiv brauchte ich genau diesen Moment. Ich musste verstehen, dass egal wie unmöglich es mir erscheint, egal wie schwer es werden könnte, der Weg weiter „als Mann“ zu leben, war für mich keine Möglichkeit mehr. Ich hatte es so lange versucht, bis ich keine Kraft mehr hatte, diese Fassade aufrecht zu erhalten. Also war es in gewisser Weise ein Alles-oder-nichts-Moment. Wobei „alles“ an der Stelle relativ ist, aber darauf komme ich gleich noch zu sprechen. Die andere Option war „nichts“, und ich kann auch gar nicht genau beschreiben, wie sich das angefühlt hat. Aber wenn ich daran denke, wie ich damals über meine Zukunft nachgedacht habe, habe ich im Grunde gar keine mehr gesehen. Nur Dunkelheit. Nichts. Keine Option. Die andere Option war die, mein Frausein mutiger auszuleben. Auch das schien für mich jahrelang komplett unmöglich. Aber in diesem einen Moment war die Unmöglichkeit des offenen Lebens als Frau in Relation zur Unmöglichkeit, mein Leben so weiter zu leben, wie es war, weniger ausgeprägt. Pragmatisch, wie ich bin, war die Entscheidung dann irgendwie klar: Lebe dich aus. Sei du selbst. Ehrlich und authentisch. Alles andere geht nicht mehr. Mein Umfeld wird schon damit klarkommen, und wenn nicht, dann finde ich eine andere Lösung. Außerdem wusste ich damals auch schon sicher um den Rückhalt meiner Schwester und der mir nahestehenden Personen aus dem Freundeskreis. Mit ihnen hatte ich nämlich öfters über meine Wünsche und Bedürfnisse gesprochen.

Und so habe ich angefangen. Pragmatisch. Schritt für Schritt. Denn ich wusste, alle diese Schritte sind natürlich nicht permanent. Als Menschen sollten wir uns ausprobieren, die Komfortzone verlassen. Erst dann geht das Leben richtig los. Und ich habe mir immer gedacht: Menschen auf der Straße, die wissen gar nicht, wie ich sonst aussehe. Die nehmen mich als Mensch in diesem Moment wahr. Die wissen nicht, wie aufregend es gerade für mich ist, „weiblicher“ auszusehen als vorher. Ich habe meine Haare wachsen lassen, ich habe meine Fingernägel manikürt. Es dauerte nicht mehr lange, bis ich mit High Heels das Haus verlassen habe und sie nicht mehr nur heimlich getragen habe. Und wenn ich High Heels sage, meine ich wirklich hohe Schuhe. Keine halben Sachen. Spoiler Alert: Während ich diese Zeilen schreibe, habe ich mir kurz vorher den Traum von 12 cm Louboutins erfüllt. Und die Schuhe fallen echt schmal aus. Lebenstipp: Louboutins gern eine Nummer größer nehmen, die sind vorne ziemlich eng.

All diese Dinge waren große Schritte für mich. Heute selbstverständlich, damals unüberwindbar scheinende Hürden. Was mir Kraft gegeben hat, war mein Umfeld. Besonders meine Schwester hat mich in allem unterstützt. Sie hat nie schief geguckt oder angezweifelt, ob ich nun etwas tragen sollte oder nicht. Sondern mir immer dabei geholfen, mich wohlfühlen. Und nicht viel später erzählte ich auch meinen Eltern, dass das, was an mir „anders“ ist, das, was von der Norm abweicht, nicht meine Sexualität, sondern meine Geschlechtsidentität ist. Nicht auf wen ich stehe, sondern wer ich bin.

Nach und nach merkte ich nämlich, dass ich mich mit ganz vielem nicht mehr wohlfühlte. Neben den Äußerlichkeiten waren das unter anderem mein Name und das Pronomen „er“, das für mich verwendet wurde. Und auch da: Pragmatisch wie eh und je stellte ich mir die Frage, wie ich das angehen kann. Ich bin in einem ganz wunderbaren Freundeskreis aus hauptsächlich schwulen Männern und ein paar tollen Frauen. Ein absoluter Safe Space, also ein sicherer Raum, in dem ich mich bewege. Wir haben eine Chatgruppe, in der wir uns über alles Mögliche austauschen und uns zu ganz wundervollen Abenden in zahlreichen Berliner Bars und Restaurants verabreden. Hier weiß ich: Wenn ich etwas brauche, ist immer jemand für mich da. Und genau in diesem sicheren Raum, wollte ich nun auch das Problem rund um meinen Namen und meine Pronomen angehen. Ich war mir sicher, diese Menschen würden Verständnis für mich haben.

Also verfasste ich eine Nachricht:

Ihr Lieben, ich möchte etwas ausprobieren. Ich möchte wissen, wie ich mich mit dem Pronomen ‚sie‘ fühle. Und bitte nennt mich ‚Phenix‘ – Ich sage Bescheid, wie ich mich damit fühle oder wenn sich daran etwas ändert.

Daraufhin haben mir alle liebe Nachrichten geschrieben und sofort umgestellt von meinem Geburtsnamen auf Phenix und von „er“ auf „sie“. Ich habe bis heute nicht darum gebeten, etwas daran zu ändern oder diesen Versuch zu beenden. Nicht überall hat das so einfach und reibungslos funktioniert. Ich merkte relativ schnell, wie wohl ich mich mit dem neuen Namen und dem Pronomen fühle, und habe daraufhin weitere Freundinnen eingeweiht und sie ebenfalls darum gebeten, mich so zu nennen. Eine Schwierigkeit war für mich, dass ich sehr genau und in meinem Inneren wusste, wie ernst ich das meine, aber dies nach außen nicht schamlos zeigen konnte. Ich hatte extreme Angst vor Ablehnung und wie immer auch davor, dass Menschen mich belächeln, sich über mich lustig machen und meine Wünsche nicht akzeptieren. In einigen Fällen war die Befürchtung gerechtfertigt. Es kostete mich große Überwindung, immer mehr Menschen darum zu bitten, mich anders anzusprechen. Wenn ich dies also ausgesprochen hatte, mich die jeweiligen Personen scheinbar nicht für voll genommen haben und ich es sogar noch ein weiteres Mal ansprechen musste, kostete mich das zunehmend Kraft. Und das ist etwas, was ich leider mehrfach erleben musste. Mir sehr nahestehende Personen haben mich und meine Transition nicht ernstgenommen und sind beim alten Namen und Pronomen geblieben. Darunter waren Menschen, mit denen ich schon lange Zeit über meine Gefühlslage diesbezüglich gesprochen habe. Ich weiß nicht, was hierbei die Intention, die Angst oder die Unsicherheit meines Gegenübers war, aber ich musste mich mehrfach klar ausdrücken. Es ist auch passiert, dass eine Freundin auf mich zukam und mir erzählte, dass sie verzweifelt sei, weil eine Person, wenn ich den Raum verlasse, meinen Geburtsnamen und die alten Pronomen verwendet. Fast so, als sei mein trans Sein ein Spaß oder ein nicht ernst zu nehmendes Spiel eines Kindes. Sie fragte mich, wie sie damit verfahren solle. Und das ist heute mein Paradebeispiel, übertragbar auf zahlreiche Situationen, und gleichzeitig die Antwort darauf, wie nicht betroffene Menschen trans Allys – also Verbündete der

trans Community – sein können: Wenn ich als trans Frau den Raum verlasse und Menschen über mich mit falschem Namen oder Pronomen sprechen: Einschreiten! Mit mir verbündet agieren. Für mich einstehen, wenn ich nicht da bin, nicht kann oder nicht mehr kann.



### Aber wie kam ich eigentlich zu meinem Namen?

Zu meinem Namen bin ich auf mehreren Wegen gestoßen. Der Name ist aber eigentlich eher zu mir gekommen, als ich zu ihm. Das finde ich auch ganz schön, weil ich glaube, dass es ziemlich schwer ist, sich als Person – trans oder nicht – einen Namen für sich selbst auszusuchen. Zum ersten Mal kam ich mit dem Namen am Kotti in Berührung. Der Kotti? Einer der gefährlichsten Orte Berlins oder sogar Deutschlands. Ich arbeitete in der Nähe in einer hippen Berliner PR-Agentur. Wie junge Leute in Berlin das tun. Die Kreativszene aufmischen und dabei mittelgut bezahlt werden. Ich habe in der Agentur sehr viel für meinen weiteren beruflichen Weg gelernt, aber darum soll es jetzt gar nicht gehen. Wir hatten Mittagspause, und freitags waren wir manchmal ganz waghalsig drauf und haben uns einen Döner geholt. Das passte nämlich eigentlich gar nicht so gut zu den Berliner Kreativen. Die essen eher Chiasamen. Eine Kollegin und ich zogen also los, um für ein paar von uns dieses außerordentlich ausgewogene Mittagessen zu besorgen. Wir standen im absolut überfüllten Kebab-Shop, und der Mitarbeiter hatte dafür erstaunlich gute Laune. Wahrscheinlich weil Freitag war. Da wir doch ein paar Döner bestellt hatten, inklusive ein paar Extrawünschen, fragte er nach Namen. Er hörte uns dabei gar nicht so genau zu, sondern schrieb sympathisch schmunzelnd mit schwarzem Filzstift Namen auf die Alufolie. Auf meinem stand „Phenix“. Ich fand's irgendwie cool. Ein Foto davon landete auch sofort auf meinem Social-Media-Account „Hi, ich bin jetzt Phenix!“, schrieb ich unter das Bild. Damals noch ein Spaß. Ich hätte niemals geahnt, dass ich das mal wirklich ernst meine. Ich spürte zu dieser Zeit zwar schon, dass ich das eigentlich wollte, aber ich habe mich nicht getraut. Ich hatte zu viel Angst vor den Reaktionen anderer. Eines der Überbleibsel aus meinen Schulzeiten: die Angst in mir, ausgelacht und nicht ernst genommen zu werden, wenn ich solche Wünsche äußern würde. Ich habe den Namen aber auch schnell wieder vergessen. Nur nicht ganz, im Hinterkopf behielt ich ihn – und heute ist er nicht nur ein, sondern mein Name.



## TOILETTEN: DAMEN, HERREN, ARSCHLÖCHER?

Meine Beziehung zu öffentlichen Toiletten ist sicher etwas anders als die des Durchschnitts. Meine ersten Erinnerungen an das Besuchen von öffentlichen Toiletten? Wahrscheinlich zu Schulzeiten. Bereits in der Grundschule habe ich nicht so ganz verstanden, warum ich nun auf eine andere Toilette muss als meine Freundinnen. Auf der Herrentoilette habe ich mich von Anfang an nicht gut gefühlt. Und daher habe ich zwei Strategien entwickelt: Die erste ist die offensichtliche. Während ich in der Schule bin, nicht auf die Toilette zu gehen. Ich hatte eine absolute Stahlblase. Realistisch war ich in meinen 13 Jahren Schule weniger als hundert Mal auf dem Schulklo. Eine sehr vage Schätzung, aber ich war wirklich so gut wie nie auf der Toilette. Ich wollte da nicht hin. Schon gar nicht an ein Urinal. Das fand ich schrecklich. Neben irgendwelchen Typen stehen, die womöglich irgendetwas sehen könnten, womit ich mich unwohl fühle. Meine zweite Strategie war die, stets nur während des Unterrichts auf die Toilette zu gehen, und dann auch nur, wenn ich es nicht mehr halten konnte, damit ich niemanden treffe und ganz schnell wieder von diesem Ort verschwinden kann.

Als ich mit der Schule fertig war, war meine größte Freude neben der, die Menschen mit eingeschränkter Denkweise hinter mir lassen zu können, die, die Schulttoilette nicht mehr besuchen zu müssen. Gut, und nie wieder in meinem Leben an einem Schwimmunterricht teilzunehmen. Das Toilettendebakel hörte aber leider nicht auf. Denn egal, wo ich mich aufhielt, wenn es sich nicht um einen privaten Rahmen handelte, musste ich schließlich irgendwann auf die Toilette, die auch andere Menschen besuchen. Und es kam die Frage auf, welche Toilette ich überhaupt benutzen möchte, aber auch die danach, welche ich für meine eigene Sicherheit benutzen sollte.

Jahre später auf einem Wiedereröffnungsereignis eines der nobelsten Hotels in Berlin hatte ich ein wegweisendes Erlebnis. Meine Schwester und ich zogen uns schwarzweiße Hosenanzüge an, schwarze Stiefel mit Absatz. Wir lebten unsere Zwillingssphäre aus. Damals wollten wir so gern so gleich wie möglich aussehen. Heute haben wir das abgelegt und werden teilweise nicht mal mehr für Schwestern gehalten. Damals schon. Wir waren also schick angezogen. Ich zu dieser Zeit ziemlich androgyn. Mittellanges Haar, etwas Make-up, hohe Schuhe und ganz viel Selbstbewusstsein. Wir waren also auf dieser Veranstaltung und nach ein paar Champagner muss auch die nobelste Maus mal auf Toilette hüpfen. Aber auf welche gehe ich nun? Bis zu dem Abend war ich meistens eher auf die Herrentoilette gegangen. Außer mal mit Freundinnen in einem Club. Aber an diesem Abend hatte ich mich ja nun mal getraut, mich etwas femininer zu stylen. Wohin dann? An diesem Tag entschied ich mich beim ersten Toilettengang für die Tür mit dem „H“. Wie immer huschte ich schnellstmöglich in eine der Kabinen. Alles gut, alles geschafft. Ich kam raus, ging zum Waschbecken und war innerlich froh, dass ich das Ganze ohne große Aufregung über die Bühne gebracht hatte. Denn so sehr hasste ich auch mit Anfang 20 noch jegliche öffentliche Toilette. Doch ich hatte mich zu früh gefreut. Meine Hände noch unter dem Wasserhahn ging die Tür auf. Drei junge Männer in Anzügen, offensichtlich alkoholisiert, standen vor mir. Die hatten wohl auch was vom Champagnerturm, dachte ich. Wobei, so pseudo maskulin wie sie sich verhielten, wahrscheinlich eher von der Bierbar. Sie lachten auf jeden Fall sofort und als erste Reaktion entfuhr dem vordersten ein, glaube ich, ehrliches „Oh! Falsche Tür.“ Als sie dann realisierten, dass es für sie wohl doch die richtige Tür war, fanden sie das natürlich unglaublich lustig. Was sie dann genau sagten, habe ich verdrängt. Ein Schutz meines Gehirns vermutlich. Ich weiß nur, dass ich zu meiner Schwester zurückkam und der Abend für mich schon beinahe gelaufen war. Ein Freund, der sich sehr frei von Geschlechterstereotypen stylt, hatte mir mal erzählt, dass er wiederum auch im Rock am Urinal steht. Denn er ist ein Mann. Rock oder Hose definieren das nicht. Und da hat er recht! Die Kommentare, die dann kommen, steckt er weg. Ich bewundere diese Stärke. Aber ich realisierte, dass ich eben doch nicht so bin wie er, sondern eine Frau. Im Laufe des Abends kam es nach weiterem Champagner und Austern dazu, dass ich wieder auf die Toilette musste. Meine Schwester und ich standen in dem Flur, von dem die verschiedenen

Toiletten abgingen. Definitiv wollte ich die Erfahrung von vorher nicht wiederholen. Vor der Damentoilette hatte ich aber ebenfalls Angst. Was, wenn mich da jemand rausschmeißen will? Oder sich eine Frau in ihrem Safe Space bedroht fühlt, weil ich eben keine cis Frau bin? Also habe ich mich in dem Moment dazu entschieden, die Toilette für Menschen mit Behinderung zu nehmen. Ob das richtig war, weiß ich nicht. Und die Antwort ist wahrscheinlich: nein. Aber ich war überfordert, und das schien mir der einfachste Ausweg aus der Misere. Dieser Toilettenbesuch lief deutlich entspannter ab als der erste. Als ich wieder zu meiner Schwester kam, war aber eines klar: Ich kann jetzt nicht dauerhaft auf Toiletten für Menschen mit Behinderung gehen. Das ist Quatsch. Also entschieden wir – mehr meine Schwester als ich –, dass wir beim nächsten Bedürfnis des Urinierens gemeinsam durch die Tür mit dem „D“ gehen würden. Ich war aufgeregt, nervös. Was passiert wohl? Werde ich dort Anfeindungen erleben? Spoiler Alert: Nein. Nie. Ich habe ab diesem Tag nie wieder eine Herrentoilette besucht – außer es war unfassbar voll und ich musste sehr dringend –, und ich habe nie auch nur einen schiefen Blick auf der Damentoilette erhalten. Davon abgesehen, dass ich mich heute weiblich präsentiere, identifiziere und einfach bin, zeigt das viel über unsere Gesellschaft. Als ich mich noch androgyn gegeben habe, wurde ich in der Herrentoilette angefeindet und ausgelacht. Bei den Frauen hat es keine interessiert. Oder keine hat etwas gesagt. Da draußen gibt es bestimmt viele Frauen, die auch heute noch ein Problem mit mir auf der Damentoilette haben, aber dennoch zeigt es ganz klar, wie viele Männer reagieren und wie die meisten Frauen reagieren. Im Zuge dessen ist mir aber eigentlich etwas anderes bewusst geworden: Warum überhaupt in „Männer“ und „Frauen“ bei Toiletten einteilen. Ich finde jeden Menschen seltsam, der da mit einer Intention reingeht, die nicht sehr persönlich auf den eigenen Toilettenbesuch bezogen ist oder auf das Auffrischen des Make-ups oder whatever. Toiletten besuche ich meist mit einer klaren Mission. Und das Geschlecht derer, die dabei um mich herum sind, ist per se erstmal ziemlich irrelevant. Relevant wird es erst, wenn die Menschen um mich herum Arschlöcher sind. Und genau so wäre eine Toilettenaufteilung in meiner Traumwelt: Die eine Tür wäre für uns alle und die andere für intolerante Arschlöcher. Aber natürlich hört beim Toilettenbesuch die Aufteilung in „Mann“ und „Frau“ nicht auf. Auch im Fitnessstudio, das ich hin und wieder besuche, wird in den Umkleiden nach Geschlechtern aufgeteilt.

Und selbst dort in Berlin Mitte, dem Epizentrum der hippen Hipster (kommt das Wort „Hipster“ eigentlich von „hip“? – mindblown) ist es für mich als trans Frau nicht einfach, und ich fühle mich oft unwohl. Wie das anderswo wäre, kann ich mir vorstellen, und diese Vorstellung reicht mir.

Als ich meine Schwester zu einem Workout mitnahm, wir uns in der Damentumkleide umzogen und in den Raum für den Kurs gingen, fragte sie mich, wer mich eigentlich erzogen hätte. Ich würde so wenig „Hallo“ und „Danke“ sagen. Und das war wieder ein Moment einer Erkenntnis: Ich bin der absolute Anlächle-Mensch. Betrete ich einen Raum, lächle ich nett. Und das, um meine Stimme möglichst wenig zu benutzen. Denn ich höre mich selbst und höre einen Hamburger Seemann sprechen. Eigentlich erstaunlich, weil ich so viel mit meiner Stimme arbeite. Ich bin Moderatorin mehrerer Podcasts und anderer Interviewformate. Trotzdem ist meine Stimme in der Selbstwahrnehmung ein Problem für mich. Und ich glaube auch, relativ realistisch eingeschätzt, ist meine Stimme ein bestimmender Faktor, wenn Menschen heute „erkennen“, dass ich trans bin. Also ist es eine Sicherheitsmaßnahme, dass ich weniger spreche in Situationen, in denen ich es nicht unbedingt muss. Ein Telefonat treibt das natürlich ins Extreme. Da komme ich mit einem Lächeln nicht weit. Erst vor kurzem rief mich jemand von meinem Mobilfunkanbieter an, um mir einen besseren Deal zu verkaufen. Ich meldete mich und – entgegen der Selbsteinschätzung meiner Stimme als Hamburger Seebär – wurde ich gefragt, ob ich die Frau von Herrn K. sei. In dem Moment hatte ich keinerlei Lust mich schon wieder zu erklären, also rutschte mir raus: „Ja, sozusagen.“ Die Person am anderen Ende akzeptierte diese Ansage und wollte weiter im Text machen, bis ich das Gespräch abwürgte.

Sei es der Typ auf der Herrentoilette, der dachte, er sei auf der falschen Toilette, der Mensch mit Handydeal oder die Bauarbeiter, die mir hinterherpfeifen. Für mich als trans Frau haben solche Situationen auch immer einen perfiden Moment von Bestätigung. Ich erinnere mich noch sehr gut an den Augenblick, als mir zum ersten Mal von einer Baustelle hinterhergepfiffen wurde. Ich war es als androgyn präsentierende Person aus jüngeren Jahren gewohnt, angefeindet zu werden. Auch von Bauarbeitern auf der Straße. Aber das war das erste Mal, dass einer wirklich gepfiffen hat, weil er mich scheinbar gut fand. Außer Frage, was ein solches Pfeifen bezwecken soll, war es eine Bestätigung für mich. Ich möchte auch dem Bauarbeiter



nichts unterstellen, aber ich bin mir doch ziemlich sicher, dass er mir nicht vor seinen Kollegen auf die Art und Weise hinterhergepiffen hätte, wenn er gewusst hätte, dass ich trans bin.

Eine vergleichbare Situation habe ich schon als Kind erlebt. Ein bisschen anders versteht sich, weil ich ein Kind war. Ich fuhr mit dem Fahrrad aus der Schule nach Hause. Ich nehme an, es muss gewesen sein, als ich schon aufs Gymnasium ging. Wie oft zu der Zeit war ich allein und ein wenig in meiner eigenen kleinen Welt unterwegs. Vielleicht war ich in Gedanken gerade beim Eurovision Song Contest auf der Bühne oder auf einem Reiterhof. Auf jeden Fall fuhr ich nach Hause und im Dorf schien ich mich nicht an alle Verkehrsregeln gehalten zu haben. Zumindest war ein Autofahrer dieser Überzeugung, der mir stürmisch folgte. Ich merkte es aber erst, als ich im Garten meines Elternhauses mein Rad abschloss, von hinten ans Haus kam und sah, dass ein aufgeregter Mann an der Haustür stand und auf meine Mutter einredete: „Ihre Tochter ist einfach quer über die Straße gefahren ...“ meckerte er lautstark. Meine Mutter war etwas verwirrt, da meine vier Jahre jüngere Schwester schon einige Stunden in ihrem Kinderzimmer spielte und noch nicht allein mit dem Fahrrad fahren durfte. Das sagte sie ihm auch. Als er mich aber durch das Fenster zum Garten sah, zeigte er auf mich und meinte, dass die Tochter meiner Mutter doch da sei. Er war sehr erbost über meine Radfahrweise. Ich weiß nicht mehr genau, was ich eigentlich falsch gemacht hatte. Auf jeden Fall versteckte ich mich. Aber der doch sehr aufgebrachte Herr hatte mit seiner Aussage schon total recht bezüglich meines Geschlechts – und das, ohne es zu wissen. Und ich? Ich habe es gespürt. Warum sonst sollte ich diese absurde Situation meiner Jugend noch so präsent in meiner Erinnerung gespeichert haben? In diesem Moment hat sich etwas ganz, ganz richtig angefühlt.



Phenix Kühnert revolutioniert: die Sprache, die Gesellschaft, unser Denken in Kategorien. Sie ist Aktivistin, Model und seit 2018 Host des Podcast „FREITAGABEND“. Und sie ist trans. Auf Instagram, in Interviews und überall sonst, wo sie die Möglichkeit dazu bekommt, spricht Phenix über trans\* Rechte, das eigene Körpergefühl, Dating, Feminismus, das Patriarchat. In ihrem Debüt zeigt sie, was passiert, wenn wir uns der Welt öffnen.

## PHENIX KÜHNERT WILL MEHR.

Mehr Rechte, mehr Stimmen, mehr Inklusivität.

Dafür kämpft sie. Und das jeden Tag. Phenix erzählt von ihrer Kindheit, dem Aufwachsen in einem Dorf und ihrem Leben als trans Frau – in einer Welt, die aus Stolpersteinen besteht. Mit ihr dürfen wir in Wartezimmern von Ärzt\*innen Platz nehmen, öffnen einen Pass, der uns nicht entspricht, spüren einen Anflug dessen, was das auslösen kann. Wir sind dabei, wenn Phenix zum ersten Mal Hormone nimmt, wenn sich ihr Körper zu verändern beginnt, verstehen, was das Rasieren ihrer Beine mit Emanzipation zu tun hat. Wir begleiten sie bei Höhen und Tiefen, in Sportumkleidekabinen oder auf Dates in Berlin. Phenix macht sich verletzlich, ist sanft und entschieden. Und: Sie zeigt, warum es so wichtig ist, dass wir Gleichberechtigung gemeinsam groß machen.

Die Hardcover-Buchhandelsausgabe kannst du jetzt schon unter der ISBN 978-3-7099-8152-8 vorbestellen oder uns Bescheid geben, wenn wir dir ein druckfrisches Exemplar schicken sollen.

Fotos: Lina Tesch

Illustration auf Seite 11: Turid Reinicke

Gestaltung: Marie Oniamba

